

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [23]

Rubrik: Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle)

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

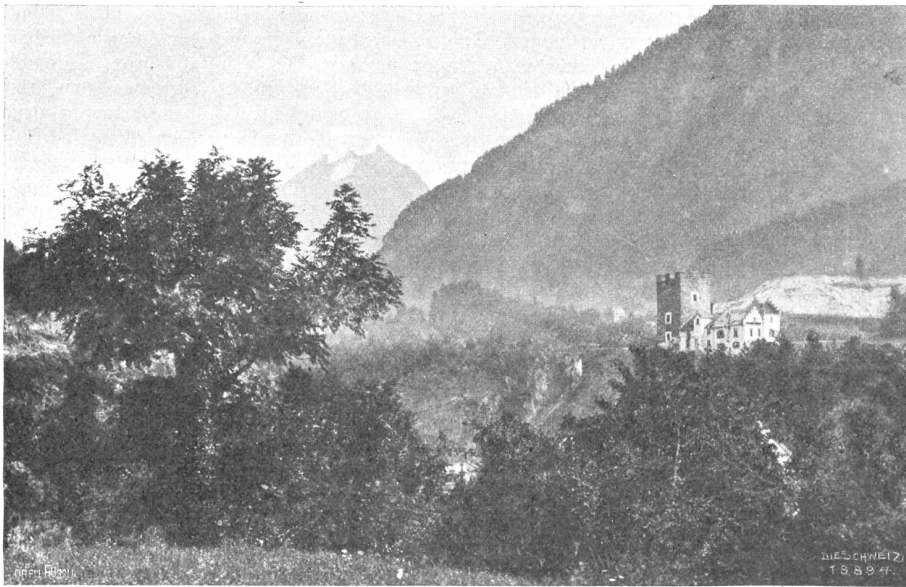
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schloß Baldenfein am linken Ufer der Albulas bei Sils (Domleschg). Phot. D. Michol, Schiers.

setzung der Fleischnahrung und Vermehrung von Obst- und Gemüseabgabe. Die Lösung dieser wichtigen Frage muß noch der Privatinitiative überlassen werden.

Mögen diese wenigen Zeilen viele Erholungsbedürftige und Abgespannte auf den Nutzen aufmerksam machen, den sie aus einem Aufenthalt im Hochgebirge im Winter ziehen können!

Dr. med. Theodor Zangger, Zürich.

Aphoristisches.

Wer lieber über andere herrscht als über sich selbst, der beweist damit nur — daß er mit den andern mehr anzufangen weiß!

Sage mir deine Grundillusionen, und ich sage dir deine Erkenntnisse.

Walter Eggenschwyler, Turin.

Zu Carl Spitteler und Adolf Frey*).

Die Schrift Weingartners, die 1904 den Ruhm Carl Spittelers begründete, erscheint demnächst in zweiter Auflage. Sie darf sich ihres Erfolges freuen. Ihr Urteil ist heute allgemein. Auch die beiden Publikationen Carl Meißners und Fritz Enderlins sind ein Echo, das sie wachgerufen.

Meißners Buch weist noch einmal auf Spitteler hin, ohne darstellend in seine Dichtung tiefer einzudringen. Am Schluß rückt Meißner Spitteler an die Seite von Ibsen, Tolstoi, Strindberg. Die kritischen Ausführungen beschränken sich indes wesentlich auf den Nachweis, daß alles anschaulich dargestellt sei. Das Verdienstliche der Arbeit liegt im biographischen Teil, für den die Äußerungen Spittelers im „Kunstwart“ und in der „Neuen Zürcher Zeitung“, leider ohne Quellenangabe, benützt wurden. Ein episches Fragment „Eugenia“ aus Spittelers Frühzeit ist als Anhang beigegeben.

Enderlins Werkruf gilt dem Dichter, der im Briefwechsel

Kellers und Meyers neben Spitteler als hoffnungsvoller Nachkommender erscheint. Adolf Freys biographische Werke sind als bleibende Dokumente einer schweizerischen Blütezeit anerkannt. Seine Dichtung hat die Würdigung noch nicht gefunden, die ihrer künstlerischen Vollendung zukommt. Enderlin feiert Frey als den Dichter schweizerischer Gebirgswelt, altschweizerischer Kraft und Eigenart. Methodische Untersuchungen über die Stoffe, Töne und Ausdrucksmittel erhärten das Bekenntnisrecht der Begeisterung. Eine biographische Skizze und ein Verzeichnis der Werke Adolf Freys schließen ergänzend ab.

Dr. Max Ruffberger, Klosters.

*) Carl Meißner. Carl Spitteler. Zur Einführung in sein Schaffen, mit einem Anhang: Carl Spitteler, Eugenia, eine Dichtung. Jena, Verlag bei Eugen Diederichs, 1912. — Fritz Enderlin. Adolf Frey. Ein Künstlerleben. (Mit Bildnis des Dichters). Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Cie., 1913.

Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle) II.

Was Ernst Zahn uns dies Jahr auf den Weihnachtstisch legt, ist ein Werk, das unter seinen Büchern wohl zu den ersten und besten gehört, etwa neben eine Anzahl seiner kleinen Erzählungen, die ich stets wieder gern zur Hand nehme. Uns ist bei der Lektüre, als ob das, was uns der Dichter diesmal zu sagen hat, tiefer heraufgeholt wäre als manches andere, als ob sich dieses innere Erlebnis auch in einem besonders natürlich dahinfließenden und klaren Stil äußerte, kurz, „Der Apotheker von Klein-Weltwil“*) bedeutet in Ernst Zahns Schaffen einen zweifellosen Höhepunkt. In einem dunkelgrünen Tale der Ostschweiz liegt das Städtchen Klein-Weltwil, und die Elefant-Apothekerie übernimmt nach des alten Inhabers Tod der jüngere Neffe Eusebius Fuchs, ein merkwürdiger Mensch, den die Lust und Fähigkeit, über die Menschen Einfluß zu bekommen, in ihrem Leben die Hand im Spiele zu haben, dazu verleitet, überall durch scheinbar beiläufig fallen gelassene Worte den Neid zu wecken in den Herzen seiner neuen Mitbürger. Er bringt ganz unvermerkt die Gedanken seiner Kunden auf Gedanken des Neides, der mißgünstigen Ehrfurcht, und während er seine überlegenen Bemerkungen fallen läßt — klug zuge-

*) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1913.

spitzte Worte — setzt sich der Stachel in der Seele derer, zu denen er sie sagte, fest, und Neid, gelber Neid wächst auf in ihren Herzen; Streit und Zwietracht trennt das bisher friedliche Städtchen in feindliche Gruppen, nistet sich zwischen Brüdern ein, zwischen Vater und Sohn, zwischen Arbeitern und Arbeitgebern — kurz, überall, wohin des Apothekers aufstachelnde Worte fallen, die so harmlos klingen und so teuflische Wirkung tun. Denn das ist des Eusebius Ueberzeugung: Aller Fortschritt, alles ernstliche Bemühen, Besseres zu leisten, ist ein Werk des in der Menschenbrust nagenden Neides, der uns vorwärts treibt wie der Sporn das Kämpferpferd. Zahn hat in diesem Dämon eine Gestalt geschaffen, auf die er stolz sein darf. Sie ist in ihrem Tun und Denken durchaus lebendig. Ihr Gegenspiel ist die ganz wunderschöne Figur des Provisors Stillsfried, dem die Regung des Neides ganz und gar fremd ist; er hat sich bescheiden gelernt in den langen Jahren seines Lebens. Und ein jeder dieser Weltwiler, eine jede dieser Weltwilerinnen steht lebendig vor uns, jedes mit dem in ihm schlummernden Neide, den der Apotheker teuflisch wachrüttelt und Unheil anrichten läßt. So wirkt denn auch die ganze Erzählung vom Anfang bis zum Ende durchaus lebens-

wahr. Die gewandte Art, die verschiedensten Schicksale durch den Apotheker und den Neid untereinander zu verbinden, erzielt eine geschlossene Wirkung, und die schlichte, natürliche Sprache verdient hohes Lob. Nur — wenn wir über die verschiedenen Ereignisse nachher nachdenken, stoßen uns unwillkürlich Fragen auf, ob denn wirklich dies die ultima ratio: „Der Neid ist der Fluch und der Segen der Welt“, und wir haben von dieser pessimistischen Lebensanschauung, die uns zum wirklichen Leben doch nicht völlig zu passen scheint, einen etwas bitteren Nachschmack auf der Zunge. Aber trotzdem, der „Apotheker von Klein-Weltwil“ zählt unzweifelhaft zu den Büchern, die durch die starke persönliche Note, den reinen Stil, die geschlossene Handlung und die lebendige Zeichnung von Ort und Menschen uns wirkliche Freude machen, und in der Reihe, wo die Werke Ernst Zahns auf dem Bücherregal stehen, gehört dieses Buch unter die besten.

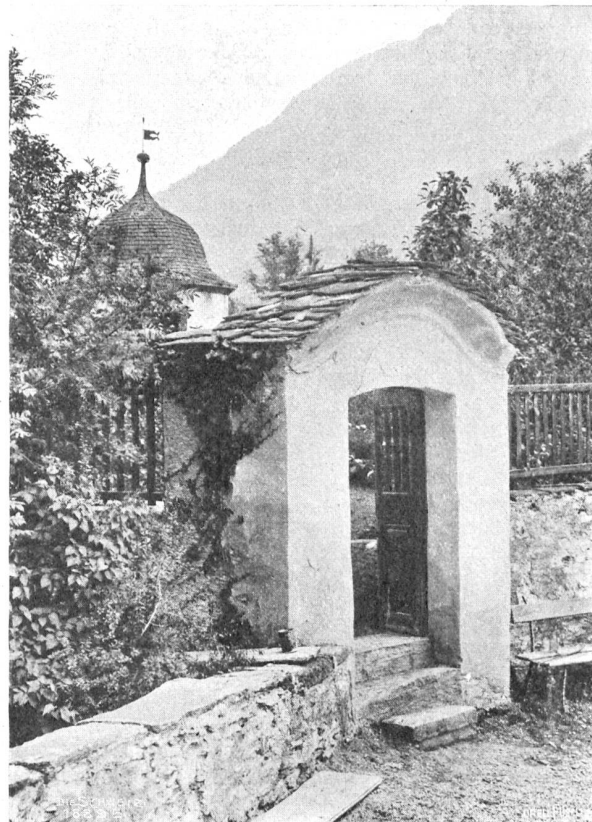
Feinen Geschmack und ästhetisches Empfinden verrät der leicht archaisierende Stil des Romans aus der Wende des siebzehnten Jahrhunderts „Anna Waser“ von Maria Waser *). Er ist zuerst in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienen. Aber den rechten Genuß dieses schönen Kunstwerkes bringt uns eigentlich erst das trefflich ausgestattete Buch; denn dergleichen Werke wollen an stillen Abenden geruhig gelesen werden, nicht in kleinen Portionchen, wie eben die Tagesblätter sie uns bieten. Da weiß sich die stille, ruhige Sprache in ihrem melodischen Fluß in die Seele zu schmeicheln und da ist es möglich, die an äußeren Geschmeisnissen nicht eben allzureiche, dafür an innerem Erleben umso vielgestaltigere Geschichte dieser jungen Zürcher Malerin mitzuerleben und mitzuempfinden. Wie eine zur Künstlerin geborene, nach hohen Zielen strebende Natur der strengen Herrin Kunst ihr Leben unterordnet, wie sie durch Entfagen wächst an innerer Erkenntnis und äußerem Können, das wird uns hier erzählt. Der Roman beginnt mit dem Eintritt der jungen Zürcherin in die Berner Miniaturisten-Malschule. Im Gärtchen Herrn Werners stehen die Malschüler am Abend des Tages, da Anna mit ihrem gestrengen Vater, dem Amtmann Waser, angelangt ist, stehen die Ankömmlinge und Herr Werner selbst und schauen auf die große, im Abendglanz leuchtende Alpenkette, und ein jeder sucht den Namen des schönsten Gipfels, der Jungfrau, zu erklären. Anna meint: „Weil sie unablässig ihr Haupt dem Himmel zuwendet und unbekümmert um Eiger und Schredhorn in die Anschauung des Ewigen sich versenkt, trägt sie diesen Namen, in keinem andern Sinn, als ihn von je alle Priesterinnen und Himmelsbräute getragen“, und Herr Werner fügt beifällig hinzu: „In dieser Erklärung läßt sich der schöne Name auch recht als ein Symbol und Mahnzeichen erachten, nämlich: daß es nur einer reinen Jungfrau, solche in die Anschauung des Höchsten ihr Ziel gesetzt hat, gelingen wird, zu dieser herrlichen Höhe und Klarheit sich hinaufzuringen.“ Und als solche reine Jungfrau geht Anna durchs Leben; kalt scheint sie denen, die in Liebe nach ihr begehren, weil zwischen ihr und ihrer Liebe als gestrenge Herrin die Kunst steht. Deshalb wendet sich Lukas Stark, dem sie ihr reines Herz geschenkt, wieder von ihr ab, der Südländer Giulio und Schlatter gehen ihr verloren, und so sieht sie sich auf ihrer einsamen Höhe allein gelassen: aber Anna findet immer wieder den Weg zu ihrer Kunst zurück; diese ist ihr Trost und führt sie zu einer Weltanschauung, die sie über ihr Schicksal siegen läßt und selbst über den Tod, der ihrem in neuer Hoffnung aufjubelnden Leben ein grausames Ende setzt. Mit viel psychologischer Feinheit ist die innerste Wesensart dieser durch mancherlei heimliche Kämpfe gepeinigten und doch siegreichen hochstrebenden Frauenseele gezeichnet. Vortrefflich sind die Geschwister dargestellt, ebenso Herr Werner und der Amtmann in ihrer inneren Verschiedenheit, und vorzüglich, ohne jeden gelehrten Exkurs und ganz in der Handlung des Werkes aufgelöst, entrollen sich die Bilder jener Kultur mit

ihrem engen Horizont und der düsteren Stimmung des aller Weltlust abgekehrten, nüchternen Protestantismus in der damaligen Zwinglistadt. Wer für feine Kunst und innerlich durchlebte Dichtung Sinn und Verständnis hat, wird dieses Buch mit warmer Teilnahme lesen und sich sagen, daß Maria Waser hier ein rundes, gutes Werk geschrieben, zu dem man gern von Zeit zu Zeit zurückkehrt und das in der Bibliothek einen Ehrenplatz verdient.

Drei Thurgauer haben sich mit kleineren Erzählungen eingestellt: Paul Jig, Alfred Huggenberger (der freilich aus dem Kanton Zürich stammt) und Alexander Castell (Willy Lang in Paris). Außer der Heimat, der sie entstammen oder die sie bewohnen, haben sie zwar wenig Gemeinsames, als daß sie wirkliche Dichter sind, und noch etwas: Ein jeder steht auf dem ihm vertraut gewordenen Boden, schafft hier aus dem Vollen, und jeder hat seine eigene Sprache, die zu dem, was er uns zu sagen hat, im allerbesten Verhältnis steht.

„Das Menschlein Matthias“ betitelt sich Paul Jigs Erzählung *), welche die Herzensnot eines empfindsamen, weichen Burschen, der keinen legitimen Vater hat, und von dessen Mutter erzählt, die Schande und Schmach starken Herzens auf sich genommen und sich trotz den schweren Verhältnissen tapfer oben hält. Sie führt den Jungen, der bei der Schwester seiner Mutter als armer „Verschupfter“ ein trübseliges Leben hatte, in die Stickerie zur Bleiche in Treustadt, wo auch Matthias' Vater als Dessinateur angestellt ist, und dieser verwilderte Junggeselle fühlt, wie er den Knaben sieht, das Bedürfnis in sich, für ihn zu sorgen, ihn an sich zu fesseln, etwas aus ihm zu machen, nachdem er sich Jahre lang weder um ihn noch um die Mutter gekümmert hat. Aber sie würde den Knaben lieber tot vor sich sehen als dem, der ihr das Leben verdorben, in die schmutzigen Hände geben. Und doch muß sie zuletzt sagen: „Am heutigen Tage hat er meinem

*) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1913.



Motiv aus Schloß Baldenstein im Domleschg. Phot. D. Michol, Schiers.

*) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1913.

Kind zum Leben verholzen“ — da nämlich, als der Dessinateur den neuen Qualen entflohenen Knaben aus den Wellen des Sees rettet und selber dabei sein Leben verliert. Das Buch ist ein treffliches Sittenbild aus den Industriegegenden der Ostschweiz; es ist innerlich erlebt, und die Gestalten, die uns da der Dichter vorstellt: die aus Gut und Böse gemischte Wasgotte auf dem Gupf und ihre Kinder, das Musterfräulein Gritta, der Fabrikherr Hirsch senior und der edle Amerikaner Herzfeld junior, der Dessinateur Oberholzer und wie sie alle heißen, sie stehen lebendig und lebenswahr gezeichnet vor uns, wie sie nur einer zeichnen kann, der dieses Milieu kennt und die Mittel besitzt, es darzustellen. Jg's Sprache ist nicht das, was man glatt und flüssig nennt; sie besitzt aber Rasse und ist aus der Mundart genährt mit jener Geschicklichkeit, die nur dem feinen Sprachgefühl eines Dichters eigen ist, der das rechte Wort an den rechten Platz zu stellen weiß. Diese acht Kapitel sind reich an echt poetischen, von starker Gestaltungskraft zeugenden Stellen, und das Ganze ist das abgerundete Kunstwerk eines Dichters, der es versteht, auch die trüben Seiten des Lebens künstlerisch zu gestalten. Man wird die Schicksale des Menschleins Matthias und seiner Mutter mit dem Bewußtsein aus der Hand legen, ein vortreffliches Werk gelesen zu haben, das man nicht leicht vergessen kann.

Wenn Jg somit besonders gern in die tiefen, dunkeln Abgründe des Lebens dringt und die Seelenkämpfe Ausgestoßener aus der sogenannten guten Gesellschaft mit solcher psychologischer Sicherheit zu gestalten weiß, daß wir sie einfach miterleben müssen, so erweist sich Alfred Suggenberger als der geborene Volkserzähler, indem bei ihm die Sonne selten ganz untergeht und fast überall eine befriedigende Lösung auch die trübsten Erlebnisse und inneren Kämpfe vergessen macht. Erst kürzlich ist in dieser Zeitschrift die schöne Erzählung „Klaus Inzuben und seine Tochter“ zum Abschlusse gelangt. Nun finden wir sie wieder in der prächtigen Sammlung „Dorfgenossen“ (*), in recht erfreulicher Gesellschaft. Was sind das für schöne, natürlich erzählte Geschichten! Mit welcher sicherem Kunstverstand weiß dieser Bauerndichter uns die Begebenheiten in der ihnen zukommenden Form zu erzählen, wie echt ist sein Humor und wie kommt da alles von Herzen und geht zum Herzen, ohne alle Sentimentalität und alle jene Mähsen, die so viele Volksdichter sonst zur Unterstützung der Wirksamkeit ihrer Produkte zu Hilfe nehmen! Da erzählt er uns vom „Wulkanmacher“, den sein Lebensschicksal zum nachdenklichen Betrachter der dichten Tabakwolken aus seiner Pfeife hat werden lassen, da wird uns in köstlichem Humor der dem Tanze feindlich gesinnte Konrad Enderli vorgestellt und mitgeteilt, wie er Hochzeitler wurde, da erfahren wir in „Klaus Inzuben und seine Tochter“, vielleicht der tiefsten Erzählung des Bandes, wie die Hermine trotz des Vaters Härte und der Schwägerin Bosheit doch den rechten Mann bekommt, und Johann Bender, der sich einer Weltanschauung rühmt, erzählt, welche Erlebnisse ihn vom Heiraten abgeschreckt und zum alten Junggesellen haben werden lassen. Wie prächtig ist ferner im „Funkensonntag“ der Junge gezeichnet, der sich durch eine wackere Tat die durch eigene Schuld verlorene Achtung seiner Kameraden wieder erringt! Und wie ein Triumphlied auf die alles besiegende treue Liebe klingt die letzte Erzählung des Buches „Die heimliche Macht“. Und das alles mütet uns nicht an wie geschriebene Erzählungen, sondern wie behaglich gesprochene Worte, als ob einer Gesehenes und Selbsterlebtes ungezwungen einem guten Freunde erzählte. Und doch ist jede dieser Geschichten ganz vortrefflich durchkomponiert, prächtig angeordnet und in einer Sprache mitgeteilt, um die den Dichter mancher Akademiker beneiden könnte. Suggenberger kennt die Bauernseele; was er selbst empfindet, was er bei seinen Berufsgenossen mit klugem, scharfem Blick beobachtet, zeichnet er mit frischen Strichen und so natürlich, daß man ihm unbedingt glaubt, was er erzählt — so echt klingt alles. Möge ihm noch manches gesegnete Jahr beschieden

sein, draußen auf seinen Matten und Aedern und drin in seiner Dichterwerkstatt; denn da ist Gesundheit und Kraft und frohes Gelingen, und solche Volkschriftsteller sind selten und tun überall gute Wirkung.

„Capriccio“! Der Titel ist vortrefflich gewählt! Alexander Castell hat in diesem Bändchen*) sechzehn Stücke vereinigt, Novellen, Skizzen, die in ihrer brillanten Erzählungskunst, in der Konzentration auf das Wesentliche und in den Stoffen stark an Guy de Maupassant erinnern. Das Epitheton „Schweizerisch“ darf der Kunst dieses Schweizlers nicht beigelegt werden; der Boden, auf dem diese Gebilde wuchsen, ist Paris. Gallischer Esprit weht uns aus jeder Seite dieses Büchleins an. Selbst der Stil besitzt die prädelnde Eigenart der Franzosen — ein solcher Fluß gelingt nicht leicht einem Deutschen. Feine Sensibilität, ästhetisches Raffinement, über die Maßen scharfe psychologische Erkenntnis, all das könnte man diesen kapriziösen Sachen nachsagen, die man mit lebhafter Anteilnahme liest. Es ist ein ganz ausgezeichnetes Buch, das uns durch die unmittelbare Art der Darstellung berührt, fesselt, nicht mehr losläßt und stets in Atem hält. Man lese die „Seltsame Begegnung“, wo ein reicher junger Mensch in die Neze einer Erpresserbande gelockt wird. Ein anderer hätte einen Kriminalfall daraus gemacht. Hier finden wir die wundervoll impressionistisch gezeichnete Seelenverfassung des Eingefangenen, und der Verfasser zwingt uns einfach, die Sache mitzuerleben. Oder „Der Fall von Madame H.“, wo eine Frau, um sich die Neigung ihres Mannes wiederzuerobern, diesen hintergeht, um so die Mittel für kostbare Toiletten zu gewinnen, die sie ihm verführerischer erscheinen lassen. Wie plump und schwerfällig würde mancher diese Geschichte erzählen! Hier glaubt man alles aufs Wort. Ja selbst, wo die Wahrscheinlichkeit einmal stark in Frage kommt, wie in der Titelnovelle „Capriccio“ — ob ein Gauner aus freien Stücken einem Prinzen solche Geständnisse ablegen würde? — fällt uns nicht ein, während der Lektüre zu zweifeln.

Und welch ergreifendes Bild aus dem Leben einer Pariser Halbweltlerin ist „Marions Hochzeit“! Gewiß, Großstadtpoesie — aber mit soviel Geist, Kunst und Grazie vorgetragen, so ins allgemein Menschliche erhoben, daß wir diesen unschweizerischen Schweizer, der in „Bernards Versuchung“ sich auch als virtuoser Romandichter erwiesen hat, als einen Meister der Sprache bewundern und als Dichter von so unglaublicher Darstellungskraft, daß uns selbst hundertfach Dargestelltes bei ihm neu und unerhört lebendig vor die Seele tritt, unter unsere besten Landsleute zählen dürfen.

Leider ist mir Heinrich Federers Erzählung aus Lachweiser „Jungfer Therese“**) erst zugegangen, als ich die wundervolle Novelle „Sisto und Sesto“ schon besprochen hatte. Bereits dort aber habe ich die Ausgeglichenheit des Stils, den ruhigen Fluß der Erzählung, die Feinheit der psychologischen Motivierung betont, und zwar hauptsächlich deswegen, weil Federers Stil in all seiner Farbenpracht bislang da und dort diese Ausgeglichenheit hatte vermissen lassen, auch in „Pilatus“ noch, der letztes Jahr zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem schweizerischen Büchermarkt gehörte. Heute nun hat dieser sicher und zielbewußt emporstrebende Dichter auch in der Sprache eine Meisterschaft erreicht, die ihn den Besten an die Seite stellt, und die Jungfer Therese ist ein neuer Beweis von der künstlerischen Vervollkommenung, die jedesmal ein Versprechen erfüllt und neue ablegt und von Werk zu Werk einen Schritt vorwärts und aufwärts bringt. Künstlerisch ist dieser Roman das Vollkommenste, was Federer bis heute geschrieben hat, wohl auch das Werk, das seine Weltanschauung am klarsten und unzweideutigsten ver-

*) München, Albert Langen (1913). Soeben ist vom selben Verfasser im selben Verlag noch der Roman „Bücher der Leidenschaft“ herausgekommen, dessen Würdigung demnächst wird nachgetragen werden.

**) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller Bd. CXIV), 1913.

*) Leipzig, L. Staackmann, 1914.

körpert — die Weltanschauung des katholischen Geistlichen nämlich. Aber das ist Federers gutes Recht, und weil er das Leben dieses Geistlichen, seine intimste Häuslichkeit so sicher zu zeichnen weiß und die Menschen aus dem Volke, mit dem er zu leben hat, bis ins Innerste kennt, weil er ferner in seinen Werken wirklich künstlerisch gestaltet und nirgends tendenziös wird, so spricht er als Poet und Künstler und nirgends als Lehrer und Prediger zu uns ... Was für ein feiner Menschenkenner war doch dieser Bischof, der den etwas eckig-schwerflüssigen Johannes Keng nach dem kleinen Vertchen Ladweiler entsandte und ihm die energische Jungfer Therese zuschickte, eine willensstarke resolute Person und ehemalige Krankenschwester, die mit beiden Füßen solid im wirklichen Leben steht, während ihr priesterlicher Herr und Gebieter, ein verkommener Träumer, diesen festen Boden nicht selten unter den Sohlen verliert und sich ein Bild von Leben und Welt zusammendichtet, das nur in seiner Phantasie besteht. Da ist es denn wirklich für ihn ein Glück, daß die aufrechte Haushälterin diesen durch eiserne Willenskraft nicht just ausgezeichneten Kaplan und spätern Pfarrer bemuttert und unter den Pantoffel nimmt, was der Dichter mit viel gesundem Humor darzustellen weiß — ein doppeltes Glück, weil sie eine ganz prächtige Person ist, die es vortrefflich mit Johannes im Sinne hat und ihm nicht nur innerlich eine Stütze wird, sondern auch äußerlich — indem sie ihn, den in Rom schwer Erkrankten, wieder gesund macht und ihn vor noch Schlimmerem rettet dadurch, daß sie seine Schrift, die kirchliche Reformen will, mit ihrem sauer ersparten Geld aufkauft, sodaß er als Priester unangefochten bleibt. Einer, der die kirchenreformerischen Bestrebungen Johannes' als berechtigten Freiheitsdrang auffaßt, würde hier anders verfahren sein; er hätte den Pfarrer entweder sieghaft aus dem Konflikt hervorgehen oder ihn tragisch enden lassen, als Opfer des Dogmatismus und des Papismus. Er hätte ihn den Redaktor Tann nicht einen Schuft heißen lassen, und Jungfer Therese Legli wäre nicht um ihre fünf Tausender sauer Erspartes gekommen — mag sein; aber so, wie es da steht, hat alles seine künstlerische Berechtigung, weil es aus einer Weltanschauung heraus geschrieben ist und notabene aus einer abgeschlossenen Weltanschauung heraus, und darin liegt wohl neben der meisterhaften Beherrschung der Sprache und dem ausgezeichneten Können des echten Dichters die Ursache der suggestiv mitreißenden Kraft dieses an äußerer Handlung durchaus nicht reichen, mit Spannungen keineswegs überladenen Romans. Mag man mit Federers Weltanschauung harmonieren oder nicht, ihr Vorhandensein ist ganz zweifellos eines der Momente, die bei der prachtvollen Entwicklung dieses Dichters nicht übersehen werden dürfen. Hier ist ein Werk, das gelesen zu werden verdient, weil es das Werk eines wirklichen Meisters der Erzählungskunst ist, auf den die Schweiz stolz sein darf.

Der Dichter von „Heimisbach“, Simon Gfeller, ist auch den Lesern dieser Zeitschrift kein Unbekannter, hat er doch „Christine Brand“, eine der schönsten Erzählungen des neuen Geschichten-Buches, das den einfachen Titel trägt, „Geschichten aus dem Emmenthal“*), in der „Schweiz“ veröffentlicht. Er hat für solche, die irgendwie Stiefkinder des Glückes sind, eine besondere Vorliebe, für Vielgeprüfte, deren schwere Schicksale er mit großer Lebenswahrheit zu zeichnen weiß, dabei in einer schlicht-natürlichen Sprache, die wohlklingend ist und anschaulich und

*) Bern, A. Francke, 1913.

den Hauch der Erde atmet, auf der sie gewachsen, echt volkstümlich und echt dichterisch zugleich. Was für eine prachtvolle Geschichte ist z. B. gleich die erste, „Bürde“, deren Held — ein wirklicher Held — Hansueli Reber zuerst mit seiner Frau, dann mit der Schwiegertochter so unendlich viel Schweres erleben muß und doch als Sieger über das Schicksal stirbt — als einer, der ein Ganzer und Aufrechter bleibt bis zum Ende. Dann „Zwölfschlägels Weihnachtsfeier“! Diese wundervolle Skizze erzählt von einem armen zerlumpten Landstreicher, den auf die Bitten ihrer Kinder hin die Bauernleute zum Waldhof in die Stube laden, wo der Christbaum brennt, und dem das Christkindlein einen Lebkuchen schenkt, welchen er kurz darauf als Andenken an die schönste Stunde seines Lebens mit ins Grab nimmt: in jedem Lesebuch für die reifere Jugend möchte man diese prächtige Erzählung finden und in jedem Volkskalender. Dann die überaus lebensvolle Erzählung von Fritz, dem Suppentöter, der es im Armenhause nicht aushalten und sein ungebundenes Leben als Stromer so wenig vergessen faut, daß er sich schließlich aus dem Leben stiehlt und denen, die ihm gewaltsam helfen wollten, noch im Tode die Zunge herausstreckt. Diese Geschichten sind alle mit dem Herzen geschrieben und gehen zum Herzen; sie gehören zu den Volkserzählungen im besten Sinne und atmen dieselbe Gesundheit des Empfindens wie diejenigen Huggenbergers, mit denen sie den heimatischen Klang ihrer Sprache gemein haben.

Wenn ich hier Carl Friedrich Wiegands schönes Buch



Burguine Campi (770 m) am l. Ufer der Albula (an der Schyntrabe), Stammsschloß der Familie Campi (Campo bello). Phot. D. Mischol, Schiers.

„Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp und andere Erzählungen“*) mit den Büchern unserer Landsleute zusammen nenne, so geschieht es lediglich, weil dieser Dichter bei uns sein Zelt schon vor einer Reihe von Jahren aufgeschlagen hat und weil seine deutschen Gauen entstammende Kunst bei uns gereift und gewachsen ist. Eines vor allem besitzt dieser Erzähler: Temperament. Das äußert sich schon in der vorwärts drängenden Sprache der Erzählungen, dem flotten Schmiß, den alles hat, was Wiegand schreibt, und der uns mitreißt, sodaß wir dem Dichter gerne überallhin folgen. Dann wird man nie vergessen, daß Wiegands Erstlinge Balladen und dramatische Dichtungen waren: er versteht es auch als Erzähler, dramatisch zu wirken, effektiv, wenn ich so sagen darf, ohne ihn dem Verdacht auszusetzen, daß er durch billige Theatereffekte äußere Wirkungen erzielen möchte. Denn dazu sind diese sieben Geschichten viel zu folgerichtig aufgebaut, wächst die Handlung allzu organisch aus der innern Wesensart der Personen und Verhältnisse, die Wiegand schildert, heraus. Und er schildert vortrefflich. Leibhaftig steht dieser Taugenichts Cyriakus vor uns, mit Lust und Liebe ist er gezeichnet als Charakterkopf. Wir erleben es mit, wie er durch Gaunerei emporkommt, die Furcht der Bevölkerung von Leuba vor den nach Rußland ziehenden Franzosen schlau benützend, und wie ihm das Fehlen des Dorfes auf der Landkarte dabei behilflich ist. Und dieser Pfarrer Feuerstein und seine Töchterlein (die Szene, da jedes von ihnen sich beim kranken französischen Offizier sein Knielein

*) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1913.

holt, ist geradezu entzückend), dann die Familie des Barons und deren weibliche Anhängsel im Herrenhaus — das sind ganz ausgezeichnete Bilder. Und wie dieser Cyriakus sich zum Dorfschulzen emporwindelt, wie er die Bürgerwehr gegen die Franzosen organisiert und sein gestohlenes Geld verfloßt und schließlich jählings in den Abgrund stürzt, von seinen genasführten Getreuen schmählich verlassen, das alles glauben wir aufs Wort, so lebendig und lebenswahr ist es erzählt. Oder dann die prachtvolle Erzählung vom alten Schubert und seinem sterbenden Sohne, dieses wohlgetroffene und ans Tragische streifende Charaktergemälde eines Industriellen, dann die packende in Indien spielende Novelle „Abinda“ und die psychologisch fein und folgerichtig verlaufende Skizze „Brack“ (die auch die Leser der „Schweiz“ kennen) usw., alle sind sie frisch vorgetragene und gut durchkomponierte Werke der Erzählungskunst, die uns schon stofflich spannen und interessieren und deren künstlerische Form und flotter Stil uns Vergnügen bereiten. Wiegands Erzählungsband wird seinen Weg machen, und er verdient es, daß er ihn macht, und vielleicht wird mancher, der den Epiker einmal kennt, auch nach dem Bande „Niederländische Balladen“ greifen, die vor etlichen Jahren erschienen sind, oder nach den Dramen „Winternacht“, „Der Korse“, „Marignano“, die noch immer viel zu wenig bekannt sind und es wohl wert wären, neben diesem trefflichen Sammelbande den Bücherschrank des Literaturfreundes zu schmücken. Wir dürfen von Wiegand noch manche wertvolle Gabe erwarten.

Die neue Leuthold-Ausgabe.

Mit Bildnis des Dichters, zwei Handschriftproben und zwei weiteren Abbildungen.

Sie ist nun da, die neue Leutholdausgabe! Schon lange hat man sie erwartet; aber wer den Nachlaß des Dichters aus eigener Anschauung kennt, begreift, daß sie nicht von heute auf morgen hergestellt werden konnte. Denn hier hatte der Herausgeber eine schwere und verantwortungsvolle Arbeit zu lösen, die in der Literaturgeschichte gar so oft nicht dürfte gelöst werden müssen, und daß sie richtig besorgt wurde, umsichtig und gewissenhaft, das war eine Notwendigkeit, weil es sich kaum zum zweiten Mal ereignen wird, daß sich jemand daran macht. Endgiltig und abschließend soll sie sein; die zahllosen Varianten, die Leuthold in die Manuskripte eintrug, ohne zu bestimmen, welche davon bei der letzten Redaktion im Texte stehen sollen, mußten verlesen und gesichtet werden, und es bedurfte mehr als nur philologischer Kenntnisse, wenn die Auswahl richtig getroffen werden sollte, nämlich feinen ästhetischen und künstlerischen Geschmacks. Denn die Arbeit eines Dichters zu Ende zu führen, ist nicht jedermanns Sache, und das Faktum der Ode „Meerfahrt“, das wir hier aus der neuen Ausgabe wiedergeben, zeigt uns, wie schwer es der Dichter seinem geistigen Sachwalter oft gemacht hat, das Richtige zu treffen ...

Wir wissen, daß Jakob Baechtold, unterstützt von



Heinrich Leuthold (1827-1879).

Nach einer Photographie aus der Mitte der Sechzigerjahre.

Gottfried Keller, die „Gedichte von Heinrich Leuthold“ auf Weihnachten 1878, vordatiert 1879, bei J. Huber in Frauenfeld herausgab und damit dem Dichter noch eine letzte Freude bereitete. Die Sammlung enthielt mit zwei Ausnahmen nur Originaldichtungen, und Baechtold beabsichtigte, in einer spätern Publikation auch die Uebersetzungen zu einem Bändchen zu vereinigen. Es war eine knappe Auswahl aus der Fülle von Gedichten, die sich im Nachlasse fand, und es konnte vernünftigerweise auch nichts anderes erwartet werden; denn Leuthold war damals noch fast unbekannt. Einen solchen Dichter führt man nicht mit einer kritischen Ausgabe des gesamten Nachlasses ein. Gottfried Keller erhob seine Stimme in der „Neuen Zürcher Zeitung“ als der erste, der die Sammlung anzeigte; seine Worte sind oft genug schon zitiert worden. Sicher gehört Kellers Urteil auch heute noch zum Besten, was über Leuthold gesagt wurde; wohl abgewogen und mit sicherem Gefühl für das Bleibende in der poetischen Lebensernte der ihm sonst fremden Persönlichkeit umschreibt er den Wert der Gedichte in klaren Worten; er betont die Harmonie zwischen Inhalt und Form, bei allen Anklängen das Eigene und schließt mit dem bedeutungsvollen Satz: „Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar.“